

Unterhaltungen

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 20. 1889.

Hoher Einsatz.

Roman
 von

Ludwig Sabicht.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der Affessor ließ sich durch diese plötzlich hervorbrechende Festigkeit des Barons nicht aus seiner Ruhe aufscheuchen, und ohne auf diese sarkastische Bemerkung etwas zu erwidern, begann er von Neuem: „Aus welchen Gründen haben Sie das Leben Ihrer Gemahlin versichert?“

„Sagte ich es Ihnen nicht schon?“ rief der Baron, und sein bleiches, vornehmes Antlitz verzerrte sich in wildem Spott. „Ich that es, um rasch zu einem glänzenden Vermögen zu kommen, ich durfte ja nur meine Frau aus der Welt schaffen, und die Riesen-summe, die mich plötzlich zu einem Krösus machte, war mein. O, nun ist es ja endlich am Tage, warum ich meine Gattin vergiftet habe. Wie danke ich Ihnen für diese Entdeckung!“ Und nun konnte der unglückliche Mann nicht länger an sich halten, er brach in ein lautes Hohn-gelächter aus.

Auch jetzt verlor Bleibwerth nicht die Geduld, jeder Andere hätte vielleicht den Angeklagten sehr energisch in seine Schranken gewiesen; aber weil es dem Affessor durchaus nicht bei passender Gelegenheit an der nöthigen Energie fehlte, und er einmal fest entschlossen war, in dieser schwierigen Sache den klaren, ruhigen Blick zu bewahren, sagte er jetzt nur, nachdem der heftige Bornes-ausbruch des Mannes ein wenig vorüber war: „Vergessen Sie nicht, Herr Baron, daß es meine Pflicht

ist, in diese dunkle Angelegenheit nach Möglichkeit Licht hineinzubringen, und es mein Bestreben gewesen ist, nicht Ihre Schuld, sondern Ihre Unschuld zu entdecken.“

Diese Worte brachten den Angeklagten wieder etwas zur Besinnung; er mochte selbst fühlen, wie unrecht er dem Affessor gethan, der ihm bisher mit einer Vorurtheilslosigkeit begegnet war, wie sie nicht immer bei Kriminalrichtern zu finden ist, deshalb sagte er nicht ohne Beschämung: „Verzeihen Sie mir; aber Ihre Frage traf gerade wieder eine verwundbare

Stelle. Nichts kann mich so tief empören, als wenn man mich gemeiner Geldgier für fähig hält. Ich konnte mich lange Zeit nicht entschließen, um die Hand meiner Fanny zu werben, weil ich fürchtete, sie müsse denken, daß es die reiche Erbin sei, nach der ich die Hand ausstreckte, und ich würde es vielleicht nie gewagt haben, ihr meine Liebe zu gestehen, wenn nicht“ — er stockte, eine schwache Röthe stieg in seinem blassen Antlitz auf und erst nach einer Pause setzte er hinzu: „Warum soll ich dies verschweigen: es war mein Freund, der mich erst dazu ermunterte.“

„Chevalier Jospovic?“

Der Baron nickte zustimmend mit dem Kopfe. Jene glückliche Vergangenheit, wo er zuerst um die Liebe seiner Gattin geworben, schien wieder vor ihm aufzutauchen, und darüber trat die düstere Gegenwart etwas in den Hintergrund, denn er begann mit größerer Lebhaftigkeit als bisher: „Mein Freund und ich, wir schwärmten Beide zu gleicher Zeit für Fanny, aber als Svetozar die Gluth meiner Gefühle wahrte, trat er edelmüthig von seiner Bewerbung um die Gunst der Angebeteten zurück und sprach bei dieser vielmehr stets mit solcher Begeisterung von mir, daß Fanny schon deswegen mir ihr Herz zuwenden mußte.“

„Und Sie sind bis heute Freunde geblieben?“

„Die innigsten und treuesten!“ rief der Baron mit großer Wärme aus. „Nach meiner Frau war Niemand meinem Herzen so theuer, als Svetozar.“

„Besitzen Sie nicht noch eine Schwester?“ fragte Bleibwerth ein wenig verwundert.

„Ja,“ antwortete der Baron völlig unbefangen; „aber Sophie ist zwölf Jahre jünger als ich, und wenn ich sie auch liebe, so



kann ich doch dies Gefühl nicht mit der innigen, herzlichen Freundschaft vergleichen, die wir Beide, Svetozar und ich, für einander empfinden. Selbst meine Frau war zuweilen ein wenig eifersüchtig, daß wir gar so schwärmerisch zu einander hielten" — und bei diesen Worten flog es wie ein Lächeln über das bleiche Antlitz des unglücklichen Mannes. Das Bewußtsein, einen solchen Freund zu besitzen, mußte ihn auch jetzt noch erheben und erfreuen.

Svetozar war es auch, "sezte der Baron nach einer Pause hinzu, "der zuerst in meiner Frau den Gedanken weckte, ihr Leben mit einer Summe zu versichern, um mir damit ein kleines Geschenk zu hinterlassen, wenn sie der Himmel vor mir abrufen sollte. Ich mochte lange davon nichts hören, die ganze Sache war mir so widerwärtig und der Gedanke so schrecklich, daß das Ableben meiner Fanny bei einer solchen geschäftlichen Abmachung überhaupt in Frage kommen sollte; aber mein Freund ließ in seiner gewohnten Hartnäckigkeit nicht nach und wußte seine Idee auch wirklich bei meiner Frau durchzusetzen. Der Theure konnte freilich nicht denken, wie seine freundschaftliche Sorge sich in ihr Gegentheil wenden und auf mich den schmutzigsten, elendesten Verdacht werfen würde." Der Baron hatte das Alles eigenthümlich lebhaft gesprochen und sich dabei erhoben, jetzt sank er wieder auf seine Bank zurück, als sei er völlig ermattet und unfähig, noch ein Wort hinzuzufügen.

Der Kriminalrichter fühlte selbst, daß der unglückliche Mann der Schonung bedürfe und brach für heute ein Verhör ab, von dem er einsah, daß es ihn doch nicht weiter führen würde. Dunkler als je erschien ihm die ganze Sache, und er verlor fast die Zuversicht, da Nicht hinein bringen zu können. Wie seltsam, wie widerspruchsvoll war das ganze Wesen und Benehmen des Angeklagten! War all' dieser Idealismus, dieses seine, edelmüthige Empfinden, das unwillkürlich immer wieder bei ihm hervorbrach, nur elende Heuchelei, oder war dies sein innerstes und eigenstes Wesen? Welcher Blick war scharf genug, solche Abgründe in einer Menschenbrust zu durchschauen? Selbst Bleibwerth, der manche Verbrecher so lange in die Enge getrieben, bis sie sich gefangen gaben und ihre Schuld bekannten, sah sich hier vor eine Aufgabe gestellt, deren Lösung ihm schwer, ja unmöglich schien.

Baron Ehrenreich wurde in sein Gefängniß zurückgeführt und es war ihm, als fühlte er sich erleichtert, als er sich wieder in seiner einsamen Zelle befand, allein mit seinen schmerzlichen, düsteren Gedanken.

6.

Assessor Bleibwerth war sehr neugierig, die Bekanntschaft eines Mannes zu machen, über den er bereits die verschiedenartigsten Urtheile gehört hatte. Auf seine Erkundigungen nach Chevalier Jospovic hatten die Einen ihn als kalt und oberflächlich, die Anderen als einen tief angelegten Menschen geschildert, der freilich sein innerstes Wesen vor der Welt geistlich verberge. Wie schwärmerisch der Baron von seinem Freunde eingenommen war, hatte er bewiesen. Würde der Slavonier jetzt für seinen unglücklichen Freund dieselbe Schwärmerei an den Tag legen?

Chevalier Jospovic war der erste Zeuge, zu dessen Vernehmung jetzt der Assessor schritt.

Der Slavonier erschien vor dem Untersuchungsrichter mit derselben Eleganz, mit der er sich zu allen Zeiten trug und die seiner Persönlichkeit wohl etwas Vornehmes, aber auch etwas Stutzerhaftes gab. Wieder ruhte kein Stäubchen auf seinen Kleidern, die schwarzen Handschuhe waren tadellos und umschlossen elastisch eine schmale, aristokratisch geformte

Hand. Auf dem blaß gelblichen, geistvollen Gesicht ruhte noch jetzt ein Hauch tiefer Schwermuth. In seinem ganzen Auftreten und Wesen verrieth er sogleich den Mann von Welt, dem es nicht an glatten Umgangsformen fehlte und der bei Gelegenheit die einschmeichelndsten Manieren zu entfalten weiß.

Der Assessor hütete sich freilich, sich von dem gewinnenden und bestrickenden Auftreten dieses Mannes bestechen zu lassen; auch dieser aalglatte Slavonier sollte ihn nicht fangen, das sagte sich Bleibwerth sogleich, als er desselben ansichtig wurde und nun auf der Stelle begriff, warum der Chevalier im Stande gewesen war, die schwärmerische Freundschaft des Barons zu erwerben. Jospovic hatte sicher mit seinem überlegenen Geist, seiner mächtigen Willenskraft den etwas schwankenden Ehrenreich unterjocht, der an ihm unbewußt einen Halt gesucht hatte.

Auf die Fragen des Assessors gab Jospovic bestimmte, klare Antworten; niemals zögerte er einen Augenblick damit, niemals hatte er nöthig, seine Angaben zu ergänzen oder zu erweitern, und ebenso hielt er sich damit in ganz bestimmten Grenzen; er schweifte mit keinem Wort über das hinaus, was der Untersuchungsrichter augenblicklich von ihm wissen wollte. Es konnte kaum einen Zeugen geben, der seine Wissenschaft mit größerer Deutlichkeit darzulegen verstand, als der Slavonier; es war, als wenn sein Geist die tüchtigste juristische Schulung erhalten habe, obwohl Jospovic, wie Bleibwerth bei Gelegenheit der Vorfragen erfuhr, nicht Jura, sondern Philosophie studirt hatte. Der Mann machte bei all' seinen Aussagen auch nicht den leisesten Versuch, der Unschuld seines Freundes das Wort zu reden; aber alle seine Angaben waren doch nur geeignet, die Sache des Angeklagten in das günstigste Licht zu stellen.

Mit kurzen knappen Worten hatte Jospovic auf den Wunsch des Kriminalrichters den Hergang jenes verhängnißvollen Abends erzählt, ohne eine eigene Reflexion daran zu knüpfen. Er gab nur klar und bestimmt das eigentliche Faktum wieder.

"Sie haben also wirklich die Medicin selbst gekostet?" fragte der Assessor, als Jospovic dies eben geschildert hatte.

"Ja," entgegnete der Slavonier ruhig, ohne die mindeste Empfindlichkeit darüber, daß der Kriminalrichter es nöthig fand, diese Frage noch einmal besonders zu stellen. "Es war ein ganz harmloser Trank, der etwas bitter schmeckte, mir aber nicht im Mindesten geschadet hat, wie Sie sehen können, Herr Assessor" — und jetzt flog doch zum ersten Male ein satirisches Lächeln über sein scharf geschnittenes Antlitz.

"Sie haben die Flasche selbst in Händen gehabt?"

"Nein, mein Freund goß mir ein; da er behauptete, daß gerade diese Medicin seiner Frau stets gut- gethan habe, so hütete er sie wie seinen Augapfel."

"Und der Baron stellte dann die Flasche wieder auf den Platz, von dem er sie genommen hatte?"

"Nein, er stellte sie jetzt in die vorderste Reihe, während sie vorher in der zweiten gestanden."

"Das haben Sie ganz genau beobachtet?"

"Ganz genau."

"Es wäre also doch nicht ausgeschlossen, daß der Baron später in der Uebereilung eine andere Flasche ergriffen hätte?"

"Durchaus nicht. Es ist sogar meine feste Ueberzeugung," und zum ersten Mal ging der Slavonier über die engen Schranken hinaus, die er sich als Zeuge selbst gezogen zu haben schien, und gab ein Urtheil ab.

"Der Angeklagte behauptet jedoch mit großer Entschiedenheit, daß er auch das zweite Mal aus derselben Flasche die Medicin entnommen habe."

Jospovic zuckte die Achseln. "Ich zweifle keinen Augenblick, daß er sich darüber selbst täuscht," entgegnete er mit großer Bestimmtheit.

"Der Baron hat aber wahrhaftig keine Ursache, etwas mit solcher Sicherheit zu behaupten, das sein etwaiges entschuldigbares Versehen zu einem furchtbaren Verbrechen stempelt."

"Wollen Sie mir gestatten, Ihnen über den eigentlichen Charakter meines Freundes einigen Aufschluß zu geben?" fragte der Slavonier höflich. "Ich glaube, ich kann Ihnen den Schlüssel zu seinem räthselhaften Auftreten überliefern," sezte er mit einem Lächeln hinzu, das bedeutete, wie sicher er seiner Sache war.

"Ich bitte Sie darum," entgegnete Bleibwerth; "es wird gewiß für den weiteren Gang der Untersuchung von Wichtigkeit sein."

"Mein Freund ist ein so unverbesserlicher Phantast, wie er im Buche steht; aber er bildet sich ein, den klarsten, ruhigsten Menschenverstand zu besitzen," begann Jospovic ruhig, aber auf seinem Gesicht zeigte sich jetzt etwas von jener geistigen Ueberlegenheit, die der Assessor schon an ihm bemerkt hatte. "Unruhig und schwankend, glaubt er doch, daß sein Wille unbeugsam, sein Geist jeder Widerwärtigkeit zu troken vermöge. Dabei ist er für alles Hohe, Edle und Ungewöhnliche leicht entflammte, wie selten Einer; aber er ist es nicht gewöhnt, Menschen und Dinge klar und ruhig aufzufassen, seine bewegliche, leicht erregbare Phantasie spielt ihm da leicht einen schlimmen Streich. Er wäre gewiß ein vorzüglicher Dichter, vielleicht ein noch größerer Schauspieler geworden, wenn ihn seine Verhältnisse auf solche Bahnen gelenkt hätten, ich habe das ihm oft gesagt, obwohl er es stets bestritt. Diese lebenswürdigen Eigenschaften des Geistes und des Herzens, die meinen Freund auszeichnen, sollten ihm leider jetzt so gefährlich werden, sie sind daran schuld, daß er es verschmäht, ein bloßes Versehen zuzugeben, und lieber den Verdacht trägt, ein furchtbares Verbrechen begangen zu haben; er kommt sich größer vor, wenn er sich absichtlich und mit lebenden Augen in den Abgrund stürzt."

Der Slavonier hatte diese Auseinandersetzung in seiner ruhigen, leidenschaftslosen Weise vorgebracht, ohne seine Worte nur mit einer Handbewegung zu begleiten. Die Rechte in vornehm-lässiger Haltung auf die Bank gestützt, den Kniefer auf der Nase, so blieb er auch jetzt stehen, den Blick auf den Assessor gerichtet, als wolle er die Wirkung seiner Worte schon von dessen Antlitz ablesen.

Diese Erklärung des räthselhaften, widerspruchsvollen Auftretens des Angeklagten ließ sich hören und erschien nicht ohne psychologische Feinheit, trotzdem zeigte sich auf dem Gesicht des Juristen, der längst gelernt hatte, sein innerstes Denken den Leuten verborgen zu halten, auch nicht das leiseste Zeichen von Zustimmung, noch weniger machte er die geringste Bemerkung, ob er in dieser Auseinandersetzung ein Körnchen Wahrheit entdeckt habe.

"Und ist es nicht dennoch möglich, daß ein Anderer der Baronin das Gift beigebracht hat?" fragte Bleibwerth nach einer Pause und richtete jetzt seine klugen, scharfen Augen plötzlich auf den Slavonier.

In dem glatten, kalten Gesicht des Chevaliers regte sich nicht ein Muskel und in größter Unbefangenheit entgegnete er: "Wir waren Beide in dem Laboratorium allein anwesend — dann müßte ich also der Andere sein, wollen Sie das damit fagen?" fügte er mit einem ruhigen Lächeln hinzu.

Der Assessor gab auf diese direkte Frage keine Antwort, sondern bemerkte nur ebenso kühl und ruhig: "Der Baron behauptet mit größter Entschiedenheit, auch das zweite Glas, das er seiner Gattin gebracht, aus derselben Medicinflasche gefüllt zu haben, die er das erste Mal

genommen hat. Die Baronin ist vergiftet worden, für den Ehemann liegt kaum der geringste Beweggrund zu einem solch' furchterlichen Verbrechen vor, er hat, wie allgemein bekannt, seine Frau grenzenlos geliebt, ihr gewaltfamer Tod konnte ihm, abgesehen von der verhältnißmäßig unbedeutenden Versicherungssumme, nicht den mindesten Gewinn bringen, im Gegentheil warf er ihn plötzlich aus den angenehmsten Verhältnissen hinaus; da bleibt dem Richter nichts weiter übrig, als nach einem anderen Thäter zu suchen."

"Und Sie glauben ihn, Herr Rath, in mir gefunden zu haben?" fragte Josipovic, und wieder spielte ein Rächeln um seine Lippen. "Leiten Sie sofort die Untersuchung gegen mich ein; aber entlassen Sie dann auf der Stelle meinen armen Freund aus dem Gefängniß, und Sie werden mich in der That sehr glücklich machen." Er hatte das Alles ohne jede Ueberschwänglichkeit und in seiner kühlen, ruhigen Weise gesagt, nur in seinen Augen begann es doch ein wenig aufzuleuchten und jetzt kam auch bei ihm etwas von der Freundschaftsschwärmerei zum Vorschein, die der Baron mit so viel Idealismus für ihn an den Tag gelegt hatte.

"Daran denke ich durchaus nicht," entgegnete der Assessor. "Gestatten Sie mir noch einige weitere Fragen. Sie wissen mir Niemand anzugeben, der an dem plötzlichen Tode der Baronin ein größeres Interesse hatte, dem es vielleicht gelungen wäre, das Gift der Frau heimlich beizubringen?"

Josipovic zuckte die Achseln. "Wenn mein Freund oder ich nicht das Verbrechen begangen, so wird es schwer halten, einen Dritten zu entdecken," antwortete er mit einem Rächeln, das wieder seinen gewohnten Sarkasmus verrieth, "denn so viel ich weiß, ist mein Freund mit seiner Medicin sogleich wieder zu seiner erkrankten Frau gegangen, und Niemand weiter in ihrem Zimmer anwesend gewesen."

Der Kriminalrichter nagte mißmutig an seiner Unterlippe. Die Kälte und der Sarkasmus des Slavoniers berührten ihn unangenehm; sein Vorurtheil gegen den Mann wuchs, je ruhiger und kälter sich derselbe zeigte. Zwischen diesen drei Leuten hatte ein eigenthümliches, wahrhaft freundschaftliches Verhältniß bestanden, und Josipovic hatte bei all' seiner vornehmen Kälte niemals ein Geßl daraus gemacht, wie glücklich er sich in dem gastlichen Hause seines Freundes fühlte. Was hätte den Mann antreiben sollen, dies angenehme Verhältniß zu zerstören? Oder war es eine Anwendung von Eifersucht gewesen, die plötzlich den Baron überkommen und die ihn zu einem Verbrecher gemacht hatte? — Bleibwerth begriff es selbst nicht, wie er zu diesem Gedanken kam, er war ihm, während er noch über die dunkle, räthselhafte Sache nachsann, plötzlich durch den Kopf geblitzt. Damit erhielt freilich alles eine andere Beleuchtung, damit war für die That ein triftiger Beweggrund gefunden. Der Baron hatte nicht seinen Haß auf den Freund, sondern auf die Gattin geworfen, die vielleicht etwas zu viel mit dem Chevalier kokettirt. Hatte nicht die Raserei der Eifersucht schon zu den furchtbarsten Verbrechen geführt? Damit war auch erklärt, daß Ehrenreich seine Frau so glühend weiter liebte, nachdem er seiner schrecklichen Leidenschaft hatte den Zügel schießen lassen. Von diesem Gedanken geleitet, fragte der Assessor nach kurzem Sinnen weiter: "Sie hatten kurz vor dem verhängnißvollen Ereigniß eine Spazierfahrt auf dem See gemacht?"

"Jawohl," entgegnete der Chevalier, vermochte aber kaum seine Verwunderung über diese Frage zu unterdrücken. Wenn ihm auch nicht unbekannt war, daß Kriminalrichter oft die seltsamsten Fragen stellen, deren Grund dem Laien wohl völlig unerklärlich bleibt, so

war er doch nicht auf diese gefaßt, die ihm außer allem Zusammenhang mit dem Vorhergegangenen erschien.

"War außer dem Baron und seiner Gemahlin noch Jemand in Ihrer Gesellschaft?"

"Baroneß Ehrenreich, die junge Schwester meines Freundes, und Oberleutnant v. Angerstein."

"Entspann sich während der Fahrt irgend welcher kleine Streit zwischen dem Baron und seiner Gattin?"

"Im Gegentheil, wir waren Alle so heiter und frohläunig, wie selten, und mein Freund am aller glücklichsten."

"Und wie war die Baronin?"

"So heiter und liebenswürdig wie immer."

"War sie dies auch gegen Sie?"

Josipovic stutzte einen Augenblick, im nächsten hatte sein Geist mit jener durchdringenden Schärfe, die ihm eigen war, den Grund dieser Frage sogleich entdeckt. "Das läßt sich nicht in zwei Worten beantworten," sagte er nach kurzer Ueberlegung, "und ich fürchte —"

"Nein, ich bitte Sie, sich ausführlich darüber auszulassen," unterbrach ihn der Richter.

Josipovic verbogte sich und erklärte: "Es bestand zwischen uns ein eigenthümliches Verhältniß. Zuweilen zeigte sich die Gattin meines Freundes gegen mich von ihren angenehmsten Seiten, dann war sie zutraulich und liebenswürdig; zuweilen mochte sie etwas wie Eifersucht darüber empfinden, daß ihr Gatte und ich gar so treu und fest aneinander hingen, und zu solchen Zeiten versuchte sie sich gern gegen mich in kleinen Händeleien, wie sie Frauen in neidischer oder auch übler Laune so gern einfädeln, die aber völlig harmlos blieben, denn die Baronin war eine der liebenswürdigsten und angenehmsten Frauennaturen, die mir je im Leben begegnet sind." Während der Chevalier dies Lob aussprach, war er plötzlich wie verwandelt, seine Augen glänzten, die sonst scharfe Stimme erhielt einen herzlichen, weichen Klang, und Jeder mußte gewahren, daß diese Worte aus seinem tiefsten Innern kamen.

"Und kam es an jenem Tage auch wieder zwischen Ihnen und der Baronin zu solch' kleinen Händeleien?" fragte Bleibwerth weiter.

Der Slavonier sann einen Augenblick nach. "Ja, während der Fahrt auf dem See; aber dann in Torbole, als wir unser köstliches Abendbrot verzehrten, waren wir Alle sehr heiter und in glücklichster, frohläunigster Stimmung."

"Auch Ihr Freund?"

"Gewiß, er war der Lustigste und Uebermüthigste und mochte gar nicht an den Aufbruch denken, seine Gattin mußte ihn erst mehrmals daran erinnern."

Assessor Bleibwerth glaubte jetzt auf der richtigen Spur zu sein; wahrscheinlich hatte der Baron mit seiner Schauspielerkunst, von der er nicht freizusprechen war, seinen Unwillen und seine erwachte Eifersucht hinter der größten Lustigkeit versteckt; aber von dem Slavonier durfte er über die Vorgänge jenes Tages schwerlich die richtigen Angaben erwarten. Zum Glück waren ja noch andere Zeugen vorhanden, die hierüber gefragt werden konnten und die Auskunft zu geben vermochten, deshalb ließ der Kriminalrichter die weitere Erörterung dieses Punktes fallen und wandte sich plötzlich mit der Frage an den Chevalier: "Das Leben der Baronin war mit dreißigtausend Gulden versichert; auf wessen Antrieb ist dieses geschehen?"

Josipovic warf einen verwunderten Blick auf den Assessor; aber in der nächsten Sekunde schien er schon begriffen zu haben, wohin der Kriminalrichter mit seiner Frage zielte, und seine eben noch glatte Stirn unwohlte sich. "Leider auf den meinigen," antwortete er mit einer gewissen Beklommenheit.

"Warum leider?" fragte der Assessor ruhig. "Weil ich fürchte, daß gerade dieser Umstand die Sache meines unglücklichen Freundes am meisten schädigen dürfte."

Bleibwerth hütete sich wohl, darauf eine zustimmende Antwort zu geben. "Und was veranlaßte Sie, die Baronin zu überreden, sich in eine Lebensversicherung einzukaufen?"

"Mein Himmel, das ist sehr einfach, und ganz nüchterne, geschäftsmäßige Erwägung veranlaßte mich, in dieser Weise für meinen Freund zu sorgen," antwortete der Chevalier etwas fremd über diese ihm sehr unnütz dünkende Frage. "Wenn die Baronin einmal ohne Nachkommenschaft starb, was ja im Bereiche der Möglichkeit lag, dann wurde mein Freund aus den glänzendsten Verhältnissen herausgeworfen, während er in diesem Falle mit seinem kleinen Privatvermögen und einer solchen Versicherungssumme wenigstens anständig, wenn auch bescheiden weiter leben konnte."

"Die Baronin war aber noch so jung und völlig gesund, ihr rasches Ableben also kaum vorauszusehen."

"Mein Freund hätte in seinem hochfliegenden Idealismus auch nie und nimmer an eine solche Versicherung gedacht, wollte auch gar nichts davon wissen, als ich mit meiner Idee hervortrat," entgegnete Josipovic, "und deshalb hielt ich es um so mehr für meine Pflicht, die Baronin für diesen Gedanken zu interessieren, was mir auch gelungen ist. Jetzt beklage ich es freilich, daß meine beste Absicht, wie dies so oft in der Welt der Fall ist, in ihr Gegentheil umgeschlagen, denn ich bin schon jetzt überzeugt, man wird aus dieser Versicherungsangelegenheit die einzige Waffe gegen meinen armen Freund schmieden," und der Chevalier senkte mit einem Seufzer den Kopf. Er war wie verwandelt, etwas Trübes, Nachdenkliches schien plötzlich über seinen sonst so klaren Geist gelagert.

(Fortsetzung folgt.)

Charles Lecocq.

(Mit Porträt auf Seite 153.)

Einer der beliebtesten Operettenkomponisten der Gegenwart ist Charles Lecocq in Paris, dessen Porträt wir auf S. 153 bringen. Am 3. Juni 1834 zu Paris als Sohn eines Musikers geboren, besuchte er einige Jahre lang das dortige Konservatorium, studirte besonders unter Halévy und Bazin und suchte sich dann durch Unterrichtgeben fortzubringen. Er wurde bald ein beliebter Pianist und Lehrer und machte sich einen gewissen Namen durch eine Reihe von Gesangs- und Klavierstücken, welche er herausgab. Eine Ouvertüre und einige Zwischenaktstücke, welche er im Auftrage komponirte und welche großen Beifall fanden, ermutigten ihn, sich auch auf der Bühne in jenem lustigen Genre zu versuchen, welches durch Offenbach so sehr in die Mode gekommen war und seinen pridelnden Reiz nicht auf die Franzosen allein übte, sondern bald auch die Wanderung über die größeren und kleineren Bühnen des Auslandes machte. Lecocq debütierte 1857 mit der komischen Oper: "Der Doktor Miracle", welche bei einer von Offenbach veranstalteten Wettbewerbung unter 78 eingelangten Werken den ersten Preis erhielt, und wurde, nachdem er während der folgenden Jahre noch mehrere Werke mit geringerem Erfolge auf die Bühne gebracht, durch die 1868 aufgeführte Operette "Theeblume" in weitesten Kreisen bekannt und beliebt. Sein Meisterwerk ist "Die Tochter der Madame Angot", dem auch "Giroflé-Girofla" nahe kommt; seine neueste komische Oper führt den Titel: "Ali Baba". Lecocq folgt im Allgemeinen der von Offenbach eingeschlagenen Richtung, ist jedoch mit Erfolg bestrebt gewesen, die von diesem eingeschlagenen Abwege zu vermeiden und die Operette als Kunstgattung zu heben.

Die Bleicherei in Böhmen.

(Mit Abbildung.)

In den großen böhmischen Bleichereien findet eine Kombination der sogenannten Natur- oder Rasenbleiche mit der Kunst- oder Chlorbleiche statt, und die 6 Skizzen unserer Abbildung führen uns die Hauptmomente dieses Verfahrens vor. Die vom Webstuhl kommende Weinwand wird zunächst mit schwach alkalischer Lauge behandelt. Dieselbe befindet sich in

der lustigste und flotteste Bursche in der ganzen Umgegend gewesen, ehe er sich ein Weib genommen. Seine Frau, die blauäugige Genzl, war freilich die Tochter des reichen Eckbauern; aber der hochmüthige Vater hatte von der „Bettlerheirath“, wie er die Ehe mit dem armen Musfanten nannte, nichts wissen wollen, und der Genzl statt aller Mitgift einen Fluch nachgeschickt. Mit Noth und Sorgen hatte die Ehe

ein wimmerndes Kind, ihr größerer Knabe aber jammerte: „Ich habe Hunger, Mutter!“ „Sei ruhig, Seppl,“ tröstete sie ihn. „Der Vater bringt Brod!“ und im Stillen dachte sie voll Herzensangst: „Wenn er nur heimkommt, wenn er nur nicht heute, am Samstag, wieder zu den Musfanten in's Wirthshaus läuft!“

Ein dankbarer Blick begrüßte den Franzl,

welchen durch eine Röhrenleitung Wasser zufließen kann, und in welche die Stücke Weinwand gelegt werden (Skizze 1). Bei dem hierauf stattfindenden Kochen und Brühen mit Nektali und Soda (Skizze 2) werden immer mehrere Stücke Weinwand, die einen großen Ballen bilden, an einem drehbaren Krahnen über einem Kessel mit der kochenden Flüssigkeit aufgehängt, so daß man sie leicht in letztere eintauchen und wieder herausnehmen kann. Nun wird die Weinwand in der Walkmühle (Skizze 3) mit hammerartigen Stampfen behandelt und kommt dann, nachdem das Kochen mit Nektali, die Anwendung eines schwachen Säurebades und der Walkprozedur noch mehrmals durchgemacht worden sind, zum ersten Male auf die Rasenbleiche (Skizze 4). Diese dauert, mehrmals von künstlichen

Bleichprozeduren unterbrochen, je nach dem Wetter längere oder kürzere Zeit, dann geschieht das Stärken (Skizze 5). In dem mit aufgelöster Stärke gefüllten Kasten der von zwei Arbeitern in Bewegung gesetzten Maschine dreht sich eine Rolle, unter welcher die Weinwand von einer vor dem Kasten stehenden Art Bräse aus durchgezogen wird, so daß sie von der Stärke gleichmäßig durchtränkt wird. Oberhalb läuft sie erst über eine dicke und dann über eine dünne Walze. Nunmehr befestigt sie den gerade erforderlichen Stärkegehalt und kann der Schlußprozedur unterzogen werden, welche darin besteht, daß die fertigen Weinwandstreifen auf Pfähle gespannt (Skizze 6) und an der Luft getrocknet werden.

Der Bither-Franzl.

Erzählung von G. Merk.

1. (Nachdruck verboten.)

Der Zither-Franzl — seine Meisterschaft auf dem Lieblingsinstrument der Dorfbewohner hatte ihm den Beinamen eingetragen — war

begonnen. Der Franzl bemühte sich anfänglich zwar, ein braver Hausvater zu werden, und verdingte sich sogar als Knecht, aber Leichtfinn und Arbeitsfurcht lagen ihm im Blute, und Hunger und Mangel machten aus der hübschen Genzl nach kurzer Frist ein blaßes, welkes Weib, das ihm sein altes, fröhliches Wirthshausleben immer weniger zu ersetzen vermochte. Der Eckbauer gab nicht nach, und das Heimwesen der jungen Leute ward immer trauriger.

An einem Feierabend saß die Genzl allein an dem kalten Herde; auf ihrem Schoß lag

alser wirklich über die Schwelle trat. Aber er warf mißmuthig ein paar Groschen auf den Tisch und setzte sich dann wortlos, mit der Pfeife im Mund, in eine Ecke. Nur wenn der Knabe wieder um Brod weinte oder das Kind wimmernte, fuhr er mit jornigen Augen auf.

„Es ist krank, Franzl,“ sagte die Genzl, schüchtern auf das kleine Wesen deutend, das sie auf das armselige Bettchen niederlegte. „Jesus, Maria und Joseph! Es wird doch nicht sterben!“

Der Franzl gab keine Antwort; er hielt sich die Ohren zu. Sein Weib ging fort, um ihre paar kleinen Einkäufe zu machen, zündete dann das Feuer an und schob endlich die dampfende Schüssel mit Schmarren auf den Tisch.

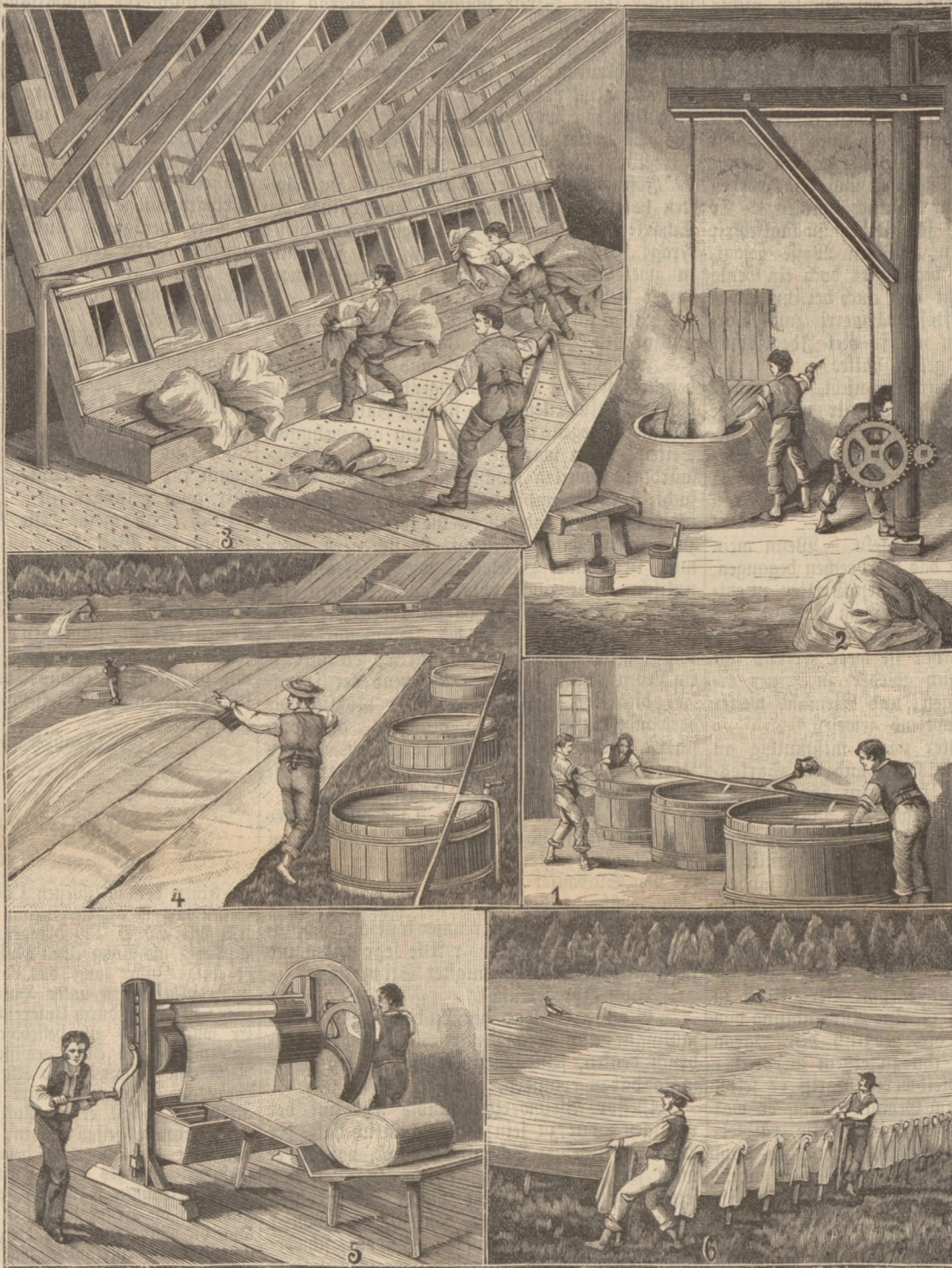
„Ach, Franzl,“ sagte sie bittend. „Das Kind gibt jetzt Ruß! Und hernach holst Deine Zither und spielst uns was, nicht wahr? Geh, Seppl, bitt' Deinen Vater!“

„Ach was spielen!“ schrie nun der Franzl. „Mir ist's nicht so lustig zu Muth. Mich würgt der Bissen im Hals, kein Essen schmeckt mir mehr! Herrgott, was bin ich für ein schneidiger Kerl gewesen,

und jetzt? Die ganze Woch' Plag und Arbeit und am Feierabend Geschrei und Geflenn. Satt hab' ich's, diese ewige Heulerei!“

Er stieß die Hüttenthür auf. Vom Dorfwirthshaus her klangen lustige Tanzweisen. Das wirkte wie ein berausender Trunk auf ihn. Er horchte und schlug den Takt mit den Füßen. Dann sprang er mit einem trotigen Auflachen in die Kammer, holte die Zither, riß den Feiertagskittel vom Nagel und wollte hinaus.

„Franzl, Franzl!“ flehte sein Weib. „Weißt



Die Bleicherei in Böhmen.

1. Das Einweichen der Weinwand. 2. Das Kochen der Weinwand. 3. Die Walkmühle. 4. Die Rasenbleiche. 5. Das Stärken der Weinwand. 6. Das Trocknen der Weinwand.

Humoristisches: Was nun?



Einen neuen hellen Anzug
Trägt Herr Adolf, da — 's ist toll —
Fährt vorüber eine Droschke,
Spritzt mit Straßentoth ihn voll.
Was nun?



Eine hohe, prächt'ge Baje
Trägt die Liese, als sie, ei,
Solche unvorsicht'ger Weise
Fallen läßt und zwar entwei.
Was nun?



Heut' geht ab der letzte Dampfer
Der Saison, K. eilt in Hast,
Mitzureisen, aber leider
Hat den Anschluß er verpaßt.
Was nun?



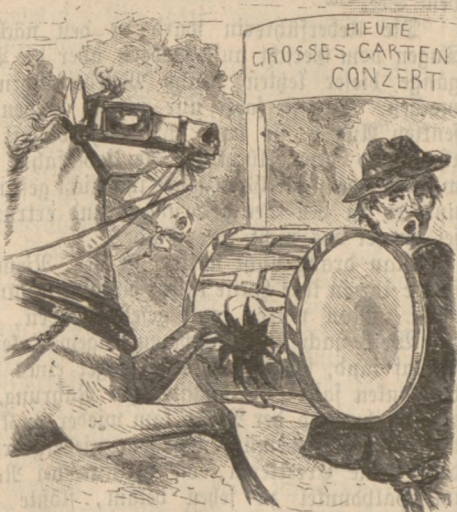
Herr Schmidt auf seiner Sommerreise
Vom Verhängnis wird erreicht,
Weil der Bräde täuschend einem
Stedbrieflich Verfolgten gleicht.
Was nun?



Auf dem Bod ist eingeklappt
Fest der Droschkentutcher Klaus,
In den Fluß geriet die Droschke
Und der Fahrgast schreit voll Graus.
Was nun?



Aus dem Bade steigt Herr Huber
Und steht da, ganz starr vor Schreck,
Seinen Anzug hat genommen
Ihm ein frecher Gauner weg.
Was nun?



Mit der großen Trommel eilet
Hier der Schläger in's Konzert,
Als ihm nah vor seinem Ziele
Dieser Unfall widersfährt.
Was nun?



Heim aus einem Kaffeelatsche
Kommt Mamsell Ulrike hier.
Was ist das? — man hat ein Rindein
Vor die Thür gelegt ihr.
Was nun?



Alles ist bereit zur Hochzeit,
Da läuft ein das Telegramm:
„Hab' noch keine Lust zu freien!“
Von dem bösen Bräutigam.
Was nun?

Du denn nicht, was Du mir versprochen hast? Willst heut wieder fort?"

"Ach was, Du möchtest wohl, daß ich mich eingraben lassen soll in der verdamnten Hütte da?" fuhr er sie an. "Wegen Deiner hab' ich die Freud' am Leben verloren —"

"Franz! Der Tochter des reichen Gsbauern ist's auch besser gegangen, bevor sie Dich kennt hat!" rief jetzt auch das Weib wie jorrig.

"Sag' mir nur von Deinem Vater nichts! Sonst möcht ich gleich Alles zerschlagen vor Gift und Gall'. Aus dem Weg, Genzl!" Und das Weib heftig bei Seite drängend, stürmte er fort, die Zither im Arm, von den lustigen Weisen unwiderstehlich gelockt.

In der Hütte ward es bald ganz still, der Knabe schlief, nur das kranke Kind wimmerte leise. Endlich schlug es Mitternacht. Da stand die Genzl auf und eilte auf die dunkle Straße hinaus. Sie lief, von Angst gejagt. Vor dem Wirthshaus stand sie aufathmend still. Sie konnte deutlich in die helle Stube blicken. Der Franzl saß vor der Zither und spielte und sang, die fremden Musikanten und die Bauern horchten auf und riefen ihm laut ihren Beifall zu, als er zu Ende war. Uebermüthig blickten seine Augen. Dann sprang er auf, nahm eine Mundharmonika, die auf dem Tisch lag, zwischen die Zähne, faßte die dunkeläugige Harfenspielerin, die neben ihm gesessen hatte und wirbelte, schuhplattelnd, mit dem lachenden Mädchen durch den stauberfüllten Raum.

Sein Weib draußen lauschte noch immer. Sie sah, wie die Wirthin mit Punschgläsern in die Stube trat, wie der Franzl eine große Silbermünze auf die Platte warf und seiner Tänzerin ein Glas reichte. Und dann — dann wußte sie kaum, wie es geschehen war, daß sie plötzlich selbst in der heißen Stube stand und ihrem Mann die Hand auf die Schulter legte.

"Franzl! Hast vergessen auf Weib und Kind?" Sie erschrak vor den wilden Augen, mit denen er sie anstarrte, und ließ sich von ihm hinauschieben in den Flur.

"Bist Du wieder da? Mußt Du mir jede gute Stund' verderben!" schrie er heiser.

"Geh heim, Franzl! Dein Kind liegt im Sterben! Denk', daß wir Alle Hunger leiden, wenn Du heut' Dein Geld verthust —"

"Meine Ruh' will ich haben!" rief er wild. "Und grad extra bleib' ich da."

Da faßte auch die Genzl der Zorn. "Und weißt Du, was ich thue? Ich sperr' meine Hütten zu. Einen so schlechten Kerl, wie Du einer bist, den brauch' ich nicht!"

"Du brauchst mich nicht?" lachte er wild auf. "Ich dank' Dir schön für das Wort! Gerade hat mir der Älteste von den Musikanten vorge schlagen, ich sollte meine Zither mitnehmen und mit ihnen reisen, nach Wien, in die weite Welt. Ich hätt' mich nicht einen Augenblick besonnen, ich hab' nur an Dich denkt. Nun hast mich selber frei geben und kannst lang warten, bis der schlechte Kerl wieder in Deine Hütten hinein möcht."

"Um aller Heiligen willen!" rief nun die Genzl, deren Zorn sich rasch in Schrecken verwandelt hatte. "Ich hab's ja nicht so böß g'meint. Du wirst doch Weib und Kinder nicht verlassen? Franzl, das wär ja eine himmelschreiende Sünd'."

Er aber stieß mit einem heftigen Ruck das Weib, das sich angstvoll an ihn klammerte, von sich fort und schob sie hinaus in die Dorfstraße.

"Er hat im Rausch geredt," tröstete sie sich, als sie wieder in der Hütte saß. "Bettelarm kommt er heim. Aber er kommt wieder!"

Und sie wartete und wartete; den nächsten Morgen, den ganzen Tag. Für die letzten Pfennige kaufte sie den Kindern Brod und Milch; sie selbst brachte keinen Bissen über die

Lippen. Am Abend war sie noch allein. Ein Bursche, der des Weges kam, sagte es ihr, daß der Franzl fort sei mit den Musikanten, wohin wisse er nicht. Sie weinte nicht, sie schaute finster vor sich hin. Auch als in der Nacht das kranke Kind nach einem letzten Zucken plötzlich kalt und starr in ihren Armen lag, auch da fand sie keine Thränen. Der wilde Troß gegen die Ungerechtigkeit, die sie erlitt, erstickte selbst ihren Muterschmerz. Aus der gutmüthigen, sanften Genzl war mit einem Male ein hartes, verbittertes Weib geworden. Die Leute, die ihr auf dem Kirchhof begegneten, fürchteten sich vor ihren Augen.

Am nächsten Tage nahm sie ihren Knaben bei der Hand und bat um Obdach bei ihrem Vater. Der Gsbauer aber war so hart und unbeugsam wie die Eichbäume in seinem Walde. Der Bub könne auf dem Hof bleiben und Knecht werden, brummte er. Das Weib des Musikanten kenne er nicht. Es möge hungern oder betteln — was kümmere es ihn.

Genzl sagte kein Wort; sie kehrte in ihr Haus zurück, packte ihre paar Habseligkeiten zusammen, nahm einen Stock in die Hand, strich dem Seppel ein paar mal zärtlich über den blonden Kopf, schickte ihn zum Vater und wanderte dann fort über die Berge; ganz verlassen und allein.

2.

Zwischen zwei dicht am Seeufer gelegenen Dörfern des bayrischen Hochlandes geht als Verbindung vom Morgen bis zum Abend ein großer Rahn hin und her, den seit manchem Jahre ein mürrisches, schweigsames Weib von einem Ufer zum anderen lenkte. Eines Abends saß die „Ueberführerin“ in ihrem schweren Bodensmantel in dem Boot und wartete auf den Schlag der Thurmuhre, der sie bald von ihrem harten Dienst befreien sollte, denn von zehn Uhr an stockt der Verkehr bis zum Morgen. Da klang am jenseitigen Ufer die Glocke, die nach ihr rief. Sie stieß den Rahn vom Lande und fuhr mit kräftigen Schlägen über den stillen See.

Als sie sich nach ihrem Ziele umwendete, sah sie auf dem Stege die Umrisse einer männlichen Gestalt und hörte, näher kommend, eine angstvolle Stimme, welche rief: „Rudere so geschwind Du kannst, die Grenzjäger sind hinter mir, Du kannst mich retten! Nur geschwind, nur geschwind!“

Die Ueberführerin bot die volle Kraft ihrer Arme auf, um möglichst schnell den Steg zu erreichen, es schien ihr ganz recht und billig, dem Verfolgten zu helfen und den Grenzjägern einen Streich zu spielen.

Schon landete sie fast, schon griff der Mann nach dem Schiffstrand, da fiel plötzlich ein Mondstrahl auf sein Gesicht. Das Weib fuhr zurück, stieß ihm die Hand, die sie ihm eben hatte hilfreich reichen wollen, so heftig vor die Brust, daß er zurücktaumelte und schob mit einem Ruck das Boot wieder auf die Wasserfläche hinaus.

Dabei lachte sie laut und bitterlich auf.

Der Verfolgte flehte in Todesangst: „Was thust, Ueberführerin? Hast denn kein Mitleid? O hilf mir doch! Ich werde unschuldig eingesperrt. Ich hab' freilich einem Wirth ein Faßl Tirolerwein schmuggeln müssen, aber deswegen find sie nicht hinter mich her, sondern weil ein Grenzjäger erschossen worden ist. Auf mich haben sie Verdacht. Ich hab' keinen Zeugen, daß ich's nicht gethan hab'. Aber ich schwör's bei allen Heiligen, ich bin unschuldig! O hilf mir doch!“

Aber kalt und hart klang ihm die Stimme des Weibes entgegen: „Unser Herrgott weiß, wen er strafen muß!“

Finster und drohend stand sie in ihrem Rahn, und als nun die Grenzjäger sich dem

See genähert hatten und einer derselben ihr eine Frage zurief, da deutete sie mit hochgehobenem Arm auf die Uferstelle, wo der Flüchtling sich rasch zu verbergen gesucht. Aber die Verfolger schienen ihn nicht zu finden. Sie hörte nach einer Weile ihre Stimmen verklingen, und sah im Mondlicht die dunklen Gestalten sich entfernen, als suchten sie in anderer Richtung den Flüchtling zu erreichen. Es ward wieder ganz still und einsam an dem Ufer. Der Mann schien verschwunden. Da klang plötzlich ein leises Plätschern an ihr Ohr und sie sah, wie ein Kopf sich aus dem Wasser hob. Er hatte sich in den See gestürzt; er wollte schwimmend den Verfolgern entgehen. Seine kräftig arbeitenden Hände strebten ihrem Boote zu.

Und wieder lachte sie auf. Dann faßten ihre kräftigen Arme die Ruder, und das Boot, dem der Schwimmende nach kämpfte, schwamm von ihm fort, weiter, immer weiter. Die Augen des Weibes brannten, sie murmelte abgerissene Worte vor sich hin, wie eine Irnsinnige; in fieberhaftem Zorn arbeiteten ihre Hände. Leises, mühsam hervorgestoßenes Flehen drang an ihr Ohr.

„Hilf, hilf! Muß ich denn sterben? Hab' doch Erbarmen!“

Sie hörte es wohl, aber sie ruderte weiter, Noch einmal klang's zu ihr, heiser, in letzter Verzweiflung. „Wenn Du ein Kind hast, Weib, so soll's verderben wie ich — elendig ertrinken, wenn Du mir nicht hilfst!“

Nun schien er das Wort gefunden zu haben, das ernüchternd in den Zornesrausch des Weibes fiel. Ihre Hände zitterten, die Ruder entsanken ihr, ihre Augen starrten nach dem dunklen Kopf, der sich herabbewegte, langsamer, matter, kraftloser.

Sie hörte das Köcheln der leuchtenden Brust, einen letzten, schwachen Hilferuf. Der Mond trat aus den Wolken und beleuchtete grell ein blaßes, todenähnliches Gesicht.

„Jesus, Maria und Joseph!“ schrie das Weib. Sie drückte das Boot nun dem in letzter Verzweiflung Ringenden entgegen, aber es war zu spät; kaum um Armeslänge mehr von dem Rahn entfernt, versank er vor ihren Augen. Aber noch einmal hob sich der todenfahle Kopf empor und nun griffen starke Arme nach dem Bewußtlosen, und mit eigener Lebensgefahr zog die Schifferin den schweren Körper über den Rand des Bootes. Auf dem Boden kniend, horchte sie auf einen Athemzug der Brust, die sie vor wenig Minuten mitleidlos fortgestoßen hatte, und steuerlos trieb der große Rahn auf dem See. —

Die Ueberführerin ward in den nächsten Tagen vom Gericht aufgefordert, über die Vorgänge dieser letzten Nacht Mittheilungen zu machen. Aber sie sagte nur mit zu Boden gesenkten Augen, sie habe ihre Schuldigkeit gethan und dem Flüchtling die Ueberfahrt verweigert, wenn die Grenzjäger ihn nicht gefunden und er in den See gesprungen und ertrunken sei, so sei das nicht ihre Sache.

Man drang nicht weiter in sie. Niemand folgte ihr in ihre Hütte in der einsamen Sumpfwiese. Man würde sonst gesehen haben, daß das Weib nach ihrem schweren Tagewerk keinen Schlaf fand, sondern an dem Lager eines Fieberkranken saß. Sie schaffte ihm Nahrung, sie pflegte ihn und der Mann kam wieder zu Kräften, aber sein Gemüth war sehr niedergedrückt, denn seine Erreterin, die er nur bei Nacht im Halbdunkel zu sehen bekam, floßte ihm Grauen ein. Sie sagte ihm, daß er sich nicht vor die Hütte wagen dürfe, denn es werde noch immer nach ihm gesucht und überall lauerten die Grenzjäger, um ihn dem Gericht zu überliefern. So wurde er durch seine Angst in der Hütte gefangen gehalten, als trüge er Ketten.

Eines Tages erhielt die Ueberführerin ein

Schreiben mit großem Amtssiegel. Noch am selben Tage kündigte sie ihrem Brodherrn den Dienst und theilte ihrem Kranken mit, daß sie nun fort müsse, daß ein Knecht ihn mit Nachsicht versehen würde bis zu ihrer Wiederkehr.

So saß der Flüchtling denn Tag für Tag allein in dem halbdunklen Hüttenraum, und tausend Schrecknisse lagen für ihn in den Stimmen der einsamen herbstlichen Natur. Als seine Pflegerin nach einer Woche wieder bei ihm eintrat, fand sie ihn ganz zerknirscht und verzweifelt. Er rief schluchzend: „Ich hab' Dich angelogen! Du hast keinen Unschuldigen aus dem Wasser gezogen, sondern einen schlechten Kerl. Den Grenzjäger hab' ich freilich nicht umgebracht, aber etwas recht Böses hab' ich gethan: ich hab' mein braves Weib verlassen in der Noth! Mit den Musikanten bin ich fort. Ich Narr. Schlecht ist es mir gegangen, sonst wär ich wohl wieder heimgekehrt, aber als Bettler wollte ich nicht kommen. Nun ist mir aber mein armes Weib oft erschienen im Traum. Sie ist wohl gestorben, und ich — ich will meine Sünd' abbüßen, will mich dem Gericht stellen. Wenn sie mich einsperren, ich hab's verdient um mein Weib und meine Kinder!“

Er sah es nicht, daß der Ueberführerin die Thränen über das wettergebräunte Gesicht liefen. In ihrem gewohnten rauhen Tone sagte sie, sie habe für morgen Alles vorbereitet zu seiner Flucht in eine andere Gegend und wolle um seinetwillen nicht als Heflerin bestraft werden. Wenn er erst aus ihrem Hause fort sei, könne er thun, was er wolle.

Am nächsten Morgen hielt denn in der ersten Frühe ein mit einem Leinwanddach bedeckter Fuhrmannswagen in der Nähe der Hütte; in diesen wurde der Flüchtling eingepackt und ihm bedeutet, sich ganz still zu verhalten.

Die Fahrt dauerte viele Stunden. Endlich hielt der Wagen vor einem stattlichen Bauernhof, und der Fuhrmann hieß seinen Fahrgast aussteigen und führte ihn in eine große, helle Stube, in welcher ein bauerliches Mahl bereitet stand.

Der Flüchtling blieb scheu in der Ecke wie ein Bettler und verstand nicht, was er hier sollte. Da ging die zweite Thür auf, eine Bäuerin in der reichen Tracht der Gegend trat ein und sagte: „Grüß Dich Gott, Franzl!“

Er starrte sie mit wirren Augen an. Sie schien ihm fremd und bekannt zugleich.

„Träume ich denn?“ lachte er. „Ist das mein Weib, meine Cenzl? Nein! Das ist ja nicht möglich! Die hätt' wohl keinen guten Blick für mich!“

„Ja, Franzl, es ist Deine Cenzl. Aber das ist wahr, gehaßt hab' ich Dich wie Sünd' und Teufel! Und wie Du in meine Hand gegeben warst —“

„In Deine Hände, Cenzl?“ frug er bebend.

„Ja, Du hast freilich nicht gemerkt, wer die Ueberführerin war. Aber ich hab' Dich erkannt, Franzl, auch bei der Nacht, und wie Du bittend und bettelnd auf dem Stege standest, da hab' ich mir denkt, jetzt kann ich ihm vergelten, was er mir angethan. Kein Mitleid hab' ich gehabt, nur Zorn und Wuth. Doch Du hast gerufen, Dein Kind soll verderben wie ich! Da bin ich erschrocken. Ich weiß, was ein Vaterfluch thun kann. Die Angst hat mich gepackt um meinen Buben, und ich hab's erst wieder gemerkt, daß es doch schrecklich war, wenn ich Dich ertrinken ließ vor meinen Augen. Wie der Zorn vorbei war, hab' ich mich geschämt, und wenn Du todt gewesen wärst, ich glaub, ich wär Dir nachgesprungen in den See. Aber weißt, ganz verziehen hab' ich Dir erst gestern, Franzl, seit ich erfahren habe, daß es Dich rent, die Cenzl verlassen zu haben.“

„O Cenzl!“ rief der Franzl ganz erschüttert. „Wenn Du mir verziehen hast, dann

brauch ich weiter nichts mehr auf der Welt! Dann laß mich nur fort, damit ich nicht noch Schand über Dich bringe.“

„Nein, nein!“ rief die Frau. „Die Schand' ist so groß nicht. Ich hab' Dich angelogen, Franzl, hab' Dir die Höll' heiß gemacht, um Dich zu strafen. Kein Mensch sucht mehr nach Dir. Der Kerl, der den Grenzjäger erschossen hat, ist längst geständig und verurtheilt. Und ich mein', Du könntest es jetzt schon aushalten bei mir, denn ich bin jetzt die Eckbäuerin. Meinen Bruder, dem der Hof verschrieben war, hat der Blitz erschlagen, den Vater hat der Schlag getroffen. Du bist auf Deinem eigenen Grund und Boden, Franzl!“

Sie sprach's halb weinend, halb lachend, während er immer wiederholte: „Das verdiene ich nicht! Das Glück verdiene ich nicht!“

„Nein, verdient hast es nicht, Franzl. Aber an das, was überstanden ist, wollen wir nicht mehr denken, und Du kannst immer noch ein braver, tüchtiger Bauer werden. Thue's dem zu Lieb, unserem Seppl zu Lieb, Franzl!“

Sie hatte einen hochaufgeschossenen Burschen hereingerufen, der schüchtern dem Vater die Hand entgegenstreckte.

Der Franzl konnte nicht sprechen, das Herz war ihm zu voll; die Glückswendung in seinem elenden Leben war zu unerwartet. Doch als er Abends zwischen Weib und Kind vor dem Hofe saß, zum ersten Male im Besitz einer sorgenlosen Heimath, da schrie er den Jubel seiner Seele in einem Jubelschrei hinaus, der in den Bergen widerhallte.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die Indianer Nordamerika's mußten von jeher und müssen noch gegenwärtig häufig für Verbrechen büßen, die sie gar nicht begangen haben. Folgende wahre Geschichte gibt davon ein lehrreiches Beispiel. Vor einigen Jahren lebte in dem östlichen Theile von Texas ein Farmer auf ziemlich isolirtem Plage. Seine Besitzung hatte ihm im Laufe der Zeit recht bedeutende Einkünfte gebracht, so daß er für einen sehr wohlhabenden Mann gelten konnte. Kinder hatte der in mittleren Jahren stehende Landmann nicht, wohl aber ein Weib, das ihm half, Geld zusammenzuschaffen. Da der Farmer allein die Wirthschaft zu besorgen nicht im Stande war, so mußte er nothgedrungen einen Knecht halten, obwohl ihm der schöne Lohn stets in der Seele leid that. Zuletzt hatte sich ein Deutscher bei dem Farmer zur Arbeit gemeldet, der ein sehr fleißiger und tüchtiger Mann war und seinen ganzen Lohn fortwährend bei dem Arbeitgeber stehen ließ, mit der Absicht, ihn erst dann zu erheben, wenn er einmal die Stelle aufbeuge. So war er fast zwei Jahre in Thätigkeit gewesen und hatte sich auf diese Weise schon ein kleines Vermögen zusammengepart, welches hinreichte, sich anderweitig eine Selbstständigkeit zu schaffen. Er theilte daher eines Tages seinem Arbeitgeber mit, daß er gesonnen sei, nach Ablauf des Jahres den Dienst aufzugeben und noch weiter nach Westen zu ziehen, um dort Regierungsland aufzunehmen und selbst eine Farm zu gründen. Dem Besitzer war diese Mittheilung gar nicht genehm, da er lange suchen konnte, ehe er einen so brauchbaren Arbeiter wieder erhielt; vor Allem aber schmerzte ihn die Auszahlung des gesammelten rückständigen Gehalts. Er suchte den Knecht also zum Weilen zu bewegen; als sein Zureden aber nichts fruchtete, und der Arbeiter durchaus fort wollte, mußte er sich in das Unvermeidliche fügen, bedeckte nunmehr aber einen teufelischen Plan aus, den er in der Folge auch zur Ausführung brachte. Es war mehrere Tage vor dem beabsichtigten Abgange des Knechts an einem Sonntage, als der Farmer ihn aufforderte, mit ihm hinaus auf's Feld zu gehen, um nachzusehen, wie weit die verschiedenen Saaten vorgeritten seien. Arglos folgte der Deutsche der ganz unersfälligen Einladung, und beide Männer schritten alsbald mit einander hinaus. Raum war jedoch eine gute Stunde verflossen, so kam der Farmer athemlos zurückgelaufen und meldete seiner Frau, es befänden sich Indianer in der Nähe, die Karl, so hieß der Deutsche, an seiner Seite niedergeschossen hätten. Die Frau

geriet in die größte Angst, daß die Nothhütte auch auf der Besitzung einen Besuch abstatten, das ganze Vieh rauben und sie selbst massakriren würden. Diese Furcht wußte der Mann ihr jedoch zum Theil auszureden, indem er angab, die Indianer hätten sich gleich nach verübter That zurückgezogen und seien in der ganz entgegengesetzten Richtung davongegangen. Es ward nun ein Wagen angespannt und der Todte, der einen Schuß durch den Kopf hatte, in's Haus geholt, von wo man ihn feierlich beerdigen wollte. Doch mußte vorher die Anzeige bei der Behörde gemacht werden, mit welcher der Farmer übrigens noch einen ganz besonderen Zweck verband. Der Farmer fuhr mit seiner Frau nach der County-Hauptstadt, theilte der Behörde mit, was geschehen, und bat um militärischen Schutz gegen die Indianer. Natürlich ging die Obrigkeit, nachdem der Fall näher untersucht war, auf diesen Wunsch ein, und der Farmer erhielt vier Soldaten in's Quartier. Diese Leute durchstreiften die nähere und weitere Umgebung des Besitzthums, fanden aber von Indianern keine Spur. Da sie nun völlig beschäftigungslos herumlagen, forderte der Besitzer sie auf, ihm in der Wirthschaft zu helfen, er zahle ihnen 50 Cents pro Tag. Obgleich dies sehr wenig war, so gingen die Soldaten doch darauf ein, indem sie sich sagen mochten, daß ein noch so geringer Verdienst immer besser sei, wie nichts. Hier freilich konnten sie das Geld auf keine Weise verausgaben, dafür kam es ihnen aber später, wenn sie auf ihr Fort zurückkehrten, zu staten und reichte dann schon für manche Flasche Whisky aus. Wenn die also engagirten Leute auch nicht allzu fleißig waren, so verrichtete der Farmer mit ihrer Hilfe doch alle nothwendigen Feldarbeiten, so daß er, als sie nach ungefähr acht Wochen abzogen, für längere Zeit gar keinen Knecht mehr brauchte. Die Obrigkeit, die Nachbarn, ja selbst die eigene Frau hatten fest angenommen, daß sich wirklich Nothhütte gezeigt, von denen dies Verbrechen begangen worden sei, und dieser Glaube wäre auch geblieben, wenn der Farmer nicht in seiner letzten Stunde den wahren Zusammenhang der Geschichte gebeitet hätte. „Als ich an dem betreffenden Nachmittage mit dem Karl auf's Feld ging,“ erzählte er dem auf seinen Wunsch herbeigerufenen Richter, „wollte ich noch einen letzten Versuch machen, ihn zum Weilen zu bewegen, mißlang derselbe, so war er ein Kind des Todes, denn ich hatte einen geladenen Revolver in der Tasche, den ich nur zu diesem Zwecke mitnahm. Ich konnte es nicht über das Herz bringen, dem Manne die bedeutende Summe auszuzahlen, die er sich während der beiden Jahre bei mir angesammelt hatte. Ich redete ihm also noch einmal zu. Doch er blieb fest. Als ich sah, daß nichts auszurichten war, zog ich unbemerkt das Morgengewehr hervor, und im nächsten Moment war die That auch schon geschehen; ich hatte so gut getroffen, daß er lautlos zusammenbrach und wohl sofort todt war. Dann kam ich auch noch auf den guten Gedanken, Soldaten zum Schutz zu fordern, und ersparte mir dadurch kostspielige Arbeiter, denn die kommandirten Leute besorgten mir für ein Butterbrod Feld und Garten. So schlug ich also zwei Fliegen mit einer Klappe, erstens verlor ich nicht das große Stück Geld, das ich dem Todten geschuldet, und dann besorgte ich meine Wirthschaft für geraume Zeit mit sehr geringen Auslagen.“ Hätte der Sterbende dies Geständniß nicht noch abgelegt, so wäre die Sache natürlich nie aufgeklärt worden und man würde stets angenommen haben, daß Indianer diesen Mord verübt hätten. Ähnliche Fälle aber stehen nicht vereinzelt da, obwohl selten einer, wie hier geschehen, aufgeklärt wird.

[D. v. Briesen.]

Die Deportation preussischer Verbrecher nach Sibirien. — Nicht allein die durch das preussische „Allgemeine Landrecht“ herbeigeführte mildere Praxis in der Kriminaljustizpflege, sondern auch der Umstand, daß infolge der französischen Revolution die Erwerbsverhältnisse allgemein sich von Jahr zu Jahr immer schlechter gestalteten, und die Menschen, Angesichts des Wüthens der Jakobiner in Frankreich, mehr wie früher zu Gewaltthatigkeiten angeregt wurden, ließen Ende des vorigen und anfangs des jetzigen Jahrhunderts vorzugsweise im nordwestlichen Deutschland und den angrenzenden fremden Gebieten förmliche Räuberbanden entstehen. Die Untersuchungs- und Strafsängnisse füllten sich immer mehr, so daß es bald an Raum mangelte. Da entschloß man sich, die Gefälligkeit der russischen Regierung in Anspruch zu nehmen, welche sich damit einverstanden erklärte, eine Anzahl preussischer Verbrecher in den sibirischen Vergewerken von Nerchinsk unterzubringen.

